Seine Gattin floh mit den Kindern zu ihren Eltern. Sie wollte mit dem ihr unheimlich gewordenen Menschen nicht mehr zusammenleben. Glücklos, verlassen von aller Welt, in Armut gestürzt durch jene Gabe, die er sich einst so sehr gewünscht, die ihm Ansehen, Reichtum und Ruhm gebracht hatte und sich nun in furchtbarster Weise gegen ihn selbst kehrte, verzweifelte er. Eines Nachts, als der Wahnsinn ihn schon aus allen Ecken des dunklen Gemaches anarinste, griff Ralph zur Piskole. Ein scharfer Knall, — — — und er erwachte plötzlich aus tiefstem Schlafe. Er befand sich in der Hütte des greisen Yogi, der ihm jene Ereignisse als einen nur wenige Minuten währenden hypnotischen Traum suggeriert hatte, und hörte, wie aus schwerer Ohnmacht erwachend, die klare Stimme des Inders: „So etwa würde sich Dein Leben abspielen, wenn ich Dir das verleihen würde, was Du begehrtest. Verlangst Du auch noch diese Gabe?“

Ralph schüttelte stumm den Kopf.

Heimkehr.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Es war ihm doch einsam bei seinem Sohne. Die aus andern Kreisen stammende Schwiegertochter, die sich schwer in seine Lebensanschauungen einfühlte, die große Stadt und keine rechte Arbeit mehr und dann das Gelärm der Enkelkinder — nein! Sie hatten ihn ja gern, das fühlte er. Die Kinder hingen sogar am Großvater. Aber Miele war es doch nicht. Die hatte man vor einem Monat in seiner kleinen Heimatstadt hinausgetragen, und er hatte Haushalt und Handwerk aufgegeben und war zu seinem Sohn gezogen.

Heute war ihr Geburtstag. Kalt fegte der Wind durch die lange öde Bahnhofshalle, in der er fröstelnd seinen Zug erwartete. Es fuhren nicht viele mit ihm auf der unbedeutenden Strecke.

Der Wagen war nicht geheizt. Er zog den Mantel eng um die dünnen Schultern und suchte seine Zigarrentasche. Die hatte sie ihm geschenkt, als sie noch Braut gewesen. Liebkosend strich er mit seinen klammen Fingern über die verblaßte Seidenstickerei und vergaß ganz, daß er eigentlich rauchen wollte.

Gleichmäßig fuhr der Zug durch das verschneite Land, über dem bleich eine müde Sonne lag. Tannenwälder schnitten tief in den Horizont. Manchmal reckte eine Windmühle die dünnen Arme, stieß ein schmaler Kirchturm in die graue Luft. Dann wieder klang ein Stationsname, stiegen einige Reisende ein und aus, senkte und hob sich mit heiserem Geläut eine Schranke. Dann kam die kleine Stadt.

Der Schaffner am Eingang sah ihn seltsam erstaunt an. Der Knecht aus dem „Engel“, in dem er manchen Abend gespielt, grüßte gedankenlos. Schweren Schrittes stampfte er durch ein paar enge Gassen, in denen der Schnee hoch aufgeweht lag, dem Hause des alten Bruders zu.

Man hatte es sich wohl gedacht, daß er kommen würde, wollte ihn aber bei dem Schneetreiben, das wieder heftig einsetzte, nicht gehen lassen. Aber man mochte sich auch nicht in seinen Schmerz drängen und ließ ihn endlich gehen, nachdem er seinen am Ofen getrockneten Mantel wieder angezogen und die junge Nichte ihm noch Vaters Schal umgeschlagen.

Der Wind hatte sich jedoch gedreht und war dann ganz eingeschlafen. Weich fiel dann und wann noch eine einzelne große Flocke. Kaum hörte man, wenn der Fuß einsank. Wie oft war er bei solchem Wetter von den Holzverkäufen heimgekommen! Wie hatte sie dann über ihren Schneemann gelacht!

War das schon der Markt? Da stand die graue, efeuumflochtene Johanniterkirche, in der sie getraut waren. Er zählte an den Fingern nach; siebenunddreißig Jahre war das nun schon her.

Und da hatten sie zuerst gewohnt, und dort, hinter dem alten Gymnasium, schräg gegenüber dem alten Kantorhaus, war sie gestorben. Was wollte er dort! Die Räume waren sicher seit langem bewohnt. So kaufte er schnell noch einen Kranz (die feinen aus der Großstadt hatte sie nie leiden mögen) und ging dem Kirchhof zu.

In der langen Allee, die hinter dem Tore begann, war es sehr still. Nur einmal flogen einige Dohlen mißtönend von den Aeckern auf und strichen über die kahlen Wipfel, trieb der Wind verwehtes Kinderlachen vom Eise. Dann stand er an der Pforte. Er hatte Mühe, durch die ungefegten Wege zu kommen. Endlich stand er vor dem neuen Friedhof, auf dem man sie begraben hatte. Die alte Gruftstätte von den Eltern her barg keinen Raum mehr.

Weit floß die Fläche, die ganz hinten dünner, um einige Pfähle geschlungener Draht, an dem sich einige spierige Liguster-stauden hielten, abschloß. Nur drei oder vier Gräber lagen kaum sichtbar in der grenzenlosen Einsamkeit dieses Totenfeldes. Um so mehr überfiel ihn seine Verlassenheit. Es würgte in ihm. Weinen konnte er nicht. Dann schob er den Schnee beiseite, und als die harte, feste Erde kam, legte er den Kranz mitten drauf. Dann häufte er ihn wieder an der Seite auf, so daß nur der grüne Ring übrig blieb. Im Westen brannte ein frühes Abendrot durch die ruhige Luft. Die weiße Decke wurde schimmernder Samt. Kein Ruf erscholl. Blau standen die Lebensbäume in der feurigen Glut. Ihm war plötzlich, als ob er in der Kirche stünde. Er spürte, wie ruhig sein Blut ging und wie es still in ihm wurde. Ganz still, indessen sich der Himmel mit immer reicherem Leuchten auf die wundersam erwartungstiefe Erde neigte.

Als er die knarrende Tür mit ungewohnter Kraft und einem hellen, warmen Licht seiner Augen hinter sich zugezogen hatte, kam ihm der Bruder ängstlich entgegen, bis er dann glücklich, daß er nun ganz bei ihm bleiben wolle, mit ihm durch die auffunkelnde Sternendämmerung schritt.

Es lenzet draußen ...

Es lenzet draußen, wo die Berge sind,
und heil'ge Schwingen gehn durch die Natur.
Vom feuchten Waldesboden treibt der Wind
die dürren Blätter mit der Rauhreifspur.
Was ragen feierlich und hoch die Bäume
ins weiche Grau? ... Ist's nicht,
als träumten sie geheime Träume?
Geht nicht ein Flüstern durch die weite Au?
... Doch nein, die Bäume träumen nicht.
Sie horchen, und sie beben,
denn von dem Schoße der Natur zum Licht
ringt leise sich empor das neue Leben.

Margreth Mengel.

Im Reiche einer fernen Welt.

Von Dr. Wegner, Leiter des Berliner Planetariums.

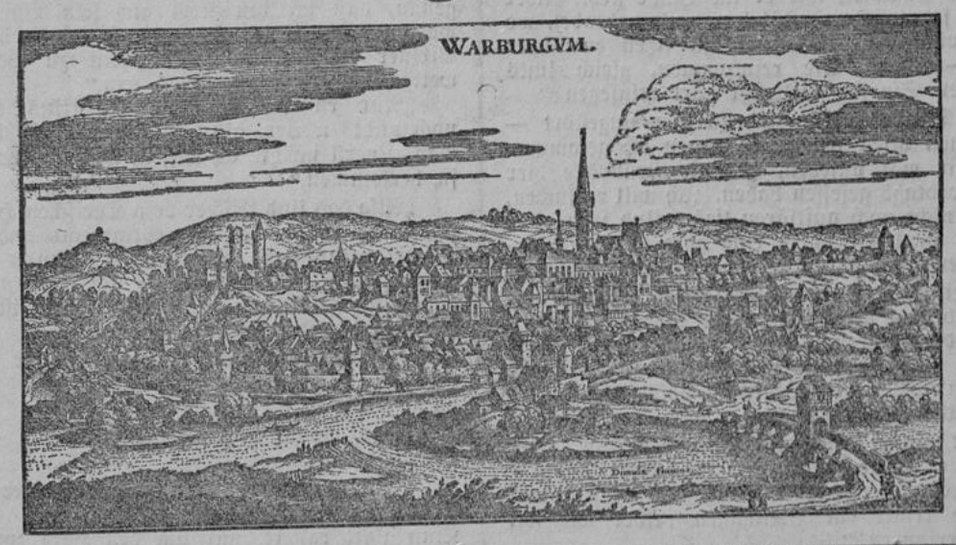
In klaren, mondscheinfreien Nächten spannt sich ein lichter Sternbogen über uns aus, die Milchstraße, die aus unzähligen Sonnen besteht. Sie zeigt die Richtung der Grenzen unseres Sternsystems an, das wohl einer ungeheuren Linse ähnelt, nahe deren Mitte sich unsere Sonne mit ihren Planeten aufhält. Der Längsdurchmesser dieser Welt beträgt rund 50 000 Lichtjahre. 50 000 Jahre muß das Licht, das in jeder Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, durcheilen, um hier von einem Ende zum anderen zu gelangen. Ein modernes Geschoß, das in jeder Sekunde 1000 Meter durchfliegt, braucht hierzu etwa 13 Milliarden Jahre. Derartige Weltsysteme gibt es aber recht viele. Eins der interessantesten ist der Nebelfleck im Sternbilde der Andromeda, das bei uns zum Teil nie untergeht. Schon mit bloßen Augen erkennen wir dort ein schwaches Nebelwölkchen das im Fernrohre einen großartigen Anblick bietet. Es sieht so aus, als ob diese Riesenspirale von Sternen von der Kante betrachtet wird. In der Mitte ist der mattleuchtende Nebel am dichtesten und spitzt sich nach den beiden Enden zu. Die Spiralarme, die den Kern umgeben, weisen verschiedene Knoten und Verdichtungen auf, während dunkle Streifen dazwischen liegen. Millionen von Sonnen mit Planeten und Monden, auf denen Zustände wie in unserer Sonnenwelt herrschen und auf denen wir Leben und Kulturen finden, bilden ein Weltgetriebe für sich, ein abgeschlossenes Ganzes, das einen Längsdurchmesser von ebenfalls rund 50 000 Lichtjahren hat. Unser Nebelfleck ist fünfmal länger und zweimal breiter als die Mondscheibe. Das mächtige Gebilde bewegt sich um seine Achse und rast in jeder Sekunde wahrscheinlich 600 Kilometer im Universum weiter. Eine wahrhaft ungeheure Entfernung trennt uns von jener weiten Welt, annähernd eine Million Lichtjahre. Wir sehen also jetzt den Nebel so, wie er vor einer Million Jahren aussah, denn damals gingen die heutigen Lichtstrahlen von ihm zur Erde aus. Wer weiß, wie er gegenwärtig gestaltet ist! Und doch ist der ferne Andromedanebel eine der nächsten Welteninseln, deren Abstand wir gemessen haben. So groß ist das Weltall, zu dem wir nur staunend und ehrfurchtsvoll über die Allmacht des Schöpfers aufblicken können.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick. Warburg.

Nr. 27 | 6. April 1927 | 2. Jahrgang



Im Schatten des Verdachts.

Roman von Fritz Skowronek.

20) Copyright by Greiner & Comp., Berlin W. 30. Nachdruck verboten.

12. Kapitel.

Bis in die späte Nacht hielt der Assessor seine Gäste beisammen. Trotzdem war er am andern Morgen schon zeitig in Wersmeningten; auf einem Motorrad sauste er durch das Dorf zur Försterei. Dort ließ er sein Gefährt stehen und ging mit Heimbacher zur Mordstelle. Nachdem ihm der Förster alles erklärt und erzählt, fragte er eindringlich, wie man es sich erklären könnte, daß Birkner aus dem Wirtshause nicht nach Hause, sondern noch in den Wald gegangen sei. Das habe doch niemand wissen können. Es müsse ihm also jemand aufgelauert haben und ihm nachgeschlichen sein. —

Heimbacher zuckte die Achseln. „Wir haben alle angenommen, daß er zufällig einem Kerl, der an dem Abend wilddieben gegangen sei, vor die Flinte gelaufen ist.“

„Das muß doch ein sehr frecher Bursche gewesen sein, der in dem von zwei Beamten bewachten Revier wilddieben geht. Ich will es Ihnen aber sagen, Herr Förster. Der Kerl hatte die beiden Beamten des Reviers in der Kneipe beim Kartenspiel sitzen sehen. Und deshalb hat er sich sicher gefühlt. Ich möchte mich noch etwas schärfer ausdrücken. Der Kerl hat, als er Sie im Wirtshaus sitzen sah, erst den Entschluß zum Wilddieben gefaßt und sich dann erst sein Gewehr geholt. Er mußte demnach nicht weit von hier wohnen.“

„Herr Assessor,“ erwiderte Heimbacher ruhig, „ich sehe, Sie sind gut unterrichtet, und ich brauche nichts zu beschönigen. Es war bekannt, daß ich früher leidenschaftlich gern Karten spielte und nicht loszureißen war, wenn ich einmal festsaß. Es ist also möglich, daß es ein Wilddieb von außerhalb gewesen ist, der uns in der Kneipe sitzen sah. Im Dorf hier ist kein Wilddieb. Dafür will ich mich verbürgen.“

Der Assessor nahm in der Försterei noch einen kleinen Imbiß, dann fuhr er ins Dorf zu Neureuter.

„Ich habe schon gehört, daß Sie sich Mühe geben, das Verbrechen aufzudecken.“

„Ja, Herr Assessor, ich bin der Stiefbruder des Ermordeten. Außer dem Herrn Forstmeister und meinem Freund Wolf weiß es noch niemand hier.“

„So! Dann weiß ich auch, woher die Aehnlichkeit stammt, die mir gestern bei Ihnen schon aufgefallen ist. Nun, was haben Sie sich für eine Ansicht gebildet?“

„Ich glaube, daß ein Raubmord vorliegt.“

„Das ist ja ganz was Neues. Wie kommen Sie darauf?“

„Es steht fest, daß mein Bruder mehr als tausend Mark in Papiergeld bei sich getragen hat. Bei der Leiche wurden aber nur sieben Mark Kleingeld gefunden. Der Tote ist also beraubt worden. Ob aber vom Mörder oder später von einem anderen, das ist noch die Frage.“

„Nun wollen wir mal ganz systematisch vorgehen. Haben Sie schon Nachforschungen angestellt, wer an jenem Abend in der Kneipe war?“

„Darüber kann mein Hauswirt Auskunft geben. Er ist zu Hause.“

Nach einer Weile kam er mit Krupkat wieder. Der Alte kratzte sich den Kopf. „Das wird schwer zu sagen sein, Herr Assessor. Wenn man den anderen Tag danach gefragt hätte, würde der Gastwirt jeden einzelnen gewußt haben. An unserem Tisch saßen wir Bauern aus dem Dorf. — Ich glaube bloß der alte Gwildis fehlte. Am anderen Tische saßen die drei Förster, der Heimbacher, der Wolf und der Birkner. Wer noch vorn am Schanktisch gewesen ist, kann ich nicht sagen. Da kommt einer und der andere, läßt sich einen Schnaps einschenken, trinkt ihn aus und geht. Aber wir könnten ja 'mal ins Wirtshaus zu Duttkus gehen, vielleicht erinnert er sich noch —“

Sie brachen sofort auf. Als sie an dem großen, runden Tische Platz nahmen, kam der Wirt händereibend hinzu. „Er, guten Morgen, meine Herren. Schon so früh durstig? — Was solls sein, ein Schnäpschen oder ein Glas Bier. Ich stecke sofort frisch an.“

„Wenn Sie eine gute Flasche Rotwein haben, wäre es mir am liebsten,“ meinte der Assessor.

„Aber ja doch. — Unsere Gutsbesitzer trinken nichts Schlechtes.“

„Na, dann bringen Sie uns eine Flasche und vier Gläser, und setzen Sie sich zu uns.“

„Ich werde so frei sein.“

Prüfend nahm der Assessor den ersten Schluck. „Tausend Wetter ja, meine Hochachtung, Herr Duttkus! Das ist ein sehr guter Tropfen. Ich werde mir erlauben, ihn öfter bei Ihnen zu trinken.“

Der Wirt lächelte geschmeichelt. „Mein Bruder ist Kellermeister in Königsberg, der versteht sich darauf.“

„Ihre Burge wird wohl auch nicht ganz schlecht sein. — Sie wissen wohl schon, daß ich der neue Forstassessor bin."

„Das habe ich mir schon gedacht."

„Sie sind ein Gastwirt, wie er im Buche steht. Aber haben Sie nicht so ein Herrenstübchen noch nebenbei, wo man nicht so zwischen allen Leuten zu sitzen braucht?"

„Aber ja. — Wenn Sie reinkommen, gleich links vom Flur. Wollen Sie sich vielleicht dort reinsetzen?"

„Nein, Herr Duttkus. Wir sind ja hier ungestört — und ich will Ihnen offen sagen, weswegen ich gekommen bin. Ich will mir mal ansehen, wie die Grünröcke hier am Abend des Mordtags gesessen haben. Ich will versuchen, ob sich die Sache nicht noch aufklären ließe. Und ich meine, Sie könnten uns vielleicht durch eine gute Auskunft dabei helfen. Also erst, wo haben die drei Herren gesessen?"

„Dort am kleinen Tisch. — Hier saß der Heimbacher, hier der Wolf und dort der Birkner. An diesem Tisch, wo wir sitzen, saßen die Bauern."

„Können Sie sich vielleicht noch daran erinnern, ob außer den Bauern noch andere Leute im Lokal waren, hier vorn am Schenktisch meine ich."

Der Gastwirt kratzte sich den Kopf. „Gewiß, Herr Assessor, sind andere Leute dagewesen. Da kommen Frauen und Kinder und holen Heringe und Salz, und dann kommt ein Arbeiter und trinkt ein Bummchen. Aber wie soll man sich daran erinnern?"

In demselben Augenblick ertönte auf der Dorfstraße der langgezogene Ruf: „Stint, kauft Stint."

Der Gastwirt schlug sich an die Stirn. „Sehen Sie, nun erinnere ich mich an etwas. Ein Schifferknecht ist an dem Abend hier gewesen. Ganz dummdreist ging er an den Tisch heran, wo die Herren spielten. Da habe ich ihn an dem Arm genommen und hierher geführt. — Hier stand er."

„Hat der Mensch sehen können, daß Birkner viel Geld bei sich trug?"

„Aber ja doch, Herr Assessor! Ich besinne mich ganz genau, daß ich den Kerl auf sein Bummchen Schnaps warten ließ, weil ich nach hinten gehen mußte, dem Birkner einen Hundertmarkschein zu wechseln. Donnerwetter, ja, das könnte was sein."

„Nur ruhig Blut, Herr Duttkus! Wir wissen ja noch nichts weiter, als daß der Mensch hier in der Stube war. Zuerst möchte ich wissen, was die Leute hier tun, wie sie herkommen."

„Also das sind Fischer vom Kurischen Haff. Die kommen mit einer ganzen Ladung Stint und anderen Fischen die Memel herauf und dann die Scheschupp herauf bis Serbenten. — Dann nehmen sie sich ein Fuhrwerk und verhökern die Fische auf den Dörfern. Das ist derselbe Fischer, bei dem der Kerl im Dienst war."

„Könnten Sie nicht erfahren, ob der Bursche noch bei ihm ist, oder wo er jetzt steckt — ? Aber mit aller Vorsicht —"

„Das macht keine Schwierigkeiten. — Das werden wir bald wissen —"

Es dauerte auch nicht lange, bis der Fischer eintrat. Eine große, vierschrötige Gestalt. Das Gesicht bis zum Kinn glatt rasiert, nur um den Hals zog sich ein dicker, grauer Bart. Der Alte blieb an der Türe stehen und fragte, ob Duttkus denn keinen Stint kaufen wolle. „Ich gebe dir lieber ein Bummchen Schnaps umsonst, als daß ich von dir Fisch kaufe," erwiderte der Wirt lachend. „Komm her und setze dich hin." Das Gespräch wurde von beiden Seiten litauisch geführt. Duttkus begann damit, daß er nach dem Fang und dem Verkauf fragte.

(Fortsetzung folgt)

Alttürkische Anekdoten.

Nacherzählt von Fritz Leukenthaler.

Die Ansiedler in der russischen Steppe saßen bei einigen Flaschen kaukasischen Weins in ihrem wohl durchwärmten Wohnzimmer am Kamin und erzählten sich allerhand Geschichten. Ihr Anführer forderte den Dänen Thormann auf: „Geben Sie doch auch einmal etwas zum besten! Von Ihnen hört man ja gar nichts mehr! Sie sind doch überall in der Welt herum gekommen, in Amerika, in Asien und sicher auch in Afrika. Da müssen Sie doch allerhand erlebt haben."

Thormann erwiderte: „In Afrika war ich nicht. Dafür aber in der Türkei, wo ich viel erlebte. Die ergötzlichsten Eindrücke sind die vom tollen Fuad und die aus der letzten Zeit des Sultans Abdul Hamid, den sie dann in die Verbannung geschickt haben. Also hören Sie:

Der tolle Fuad war ein Pascha und Kavallerieoffizier, der Abstammung nach ein Tscherkesse, schön von Gestalt, tapfer und ritterlich, gerade und ehrenhaft, von vornehmer Gesinnung. Dabei besaß er einen schlagfertigen Witz und die Gabe, überaus lustige Geschichten zu erzählen, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Er hatte nur einen Feind, das war der damalige Marineminister Abdullah Pascha, ein kleiner, dicker, eitler und bequemer Mann, das gerade Gegenteil von ihm. Sie konnten sich nicht ausstehen, und diese Feinschaft gab Anlaß zu manchen ergötzlichen Bosheiten Fuads, die viel belacht und verbreitet wurden.

Eines Tages wurde ein englischer Prinz, der auf einem Kreuzer von Malta aus kommen sollte, in Konstantinopel erwartet. Der Sultan Abdul Hamid befahl dem Marineministerium, einen Kreuzer der kleinen glorreichen türkischen Flotte der englischen Eskadre entgegen zu schicken. Da war nun der Marineminister in großer Aufregung, denn es stellte sich heraus, daß kein einziges seiner Schiffchen fahrtbereit war. Besonders der Kreuzer, ein alter Rumpelkasten, auf den Abdullah Pascha seine Haupthoffnung gesetzt hatte, war nicht imstande, seinen Liegeplatz am Ufer des Bosporus zu verlassen; er hatte nämlich keine Schraube mehr. Die daraufhin angestellten Untersuchungen ergaben, daß die Schiffsschraube — gestohlen war! Seit mehreren Monaten hatten weder Kapitän, noch Offiziere, noch Mannschaft ihren Sold bekommen, und so waren sie denn auf den merkwürdigen Einfall gekommen, die wertvolle bronzene Schraube des Kreuzers abzunehmen und zu verkaufen, um später gelegentlich irgendeine alte eiserne an ihre Stelle zu setzen.

Der englische Prinz kam, und große Feierlichkeiten fanden statt. Als er wieder abgefahren war, ließ eines Tages der Sultan seinen Vertrauten Fuad Pascha kommen und fragte nach seinem Rat in dieser Angelegenheit.

„Je nun, Majestät," antwortete Fuad lächelnd, indem er sich tief verbeugte, „wir können froh sein, daß die Schraube nur aus Bronze war. So ist sie doch wenigstens dem armen Kapitän und seiner Mannschaft zugute gekommen. Wäre aber die Schraube aus Silber oder Gold gewesen, dann hätte das Schiff auch früher niemals in See gehen können, denn der goldene Propeller wäre aus Abdullah Paschas Händen nie herausgekommen! —

Ein anderes Mal geschah es, daß sich ein französischer Gaukler im Sultanspalaste produzierte. Er konnte die unglaublichsten Sachen vorführen; er verschluckte Schwerter, fraß Feuer, und als er selbst einen krummen, scharfgeschliffenen Türkensäbel geschluckt und wieder herausgezogen hatte, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen, klatschte der Sultan freudig erregt in die Hände und sagte: „Das ist wirklich fabelhaft! So etwas kann doch keiner in meinem Reiche!"

„Doch, Majestät!" behauptete der neben ihm sitzende Deli Fuad Pascha. „Links neben Euer Majestät sitzt ein Mann, der noch viel mehr kann. Es ist seine Exzellenz, unser vortrefflicher Marineminister Abdullah Pascha. Der verschluckt ganze Kreuzer und gibt sie nicht wieder von sich!" —

Der Sultan, sonst voll Mißtrauen gegen jedermann, hatte nur wenige Männer in seiner Umgebung, denen er trauen konnte; zu diesen gehörte auch ein Deutscher, der Obergärtner Schrempf. Er besaß eine robuste und resolute Frau, die einmal ein gar komisches Stücklein lieferte. Eines Tages hatte nämlich der Sultan seinem Obergärtner ein schönes Grundstück in der Nähe von Pera geschenkt. Der Marineminister Abdullah Pascha, der schon seit langem mit diesem Grundstück geliebäugelt hatte, hintertrieb nun die Schenkung und brachte es tatsächlich dahin, daß er das Grundstück erhielt und Schrempf ein weiter auswärts gelegenes, allerdings größeres bekam. Dem alten Obergärtner war das wohl einerlei, nicht aber seiner besseren und leicht reizbaren Ehehälfte. Diese beschloß, sich für die Zurücksetzung zu rächen.

Als an einem schönen Freitag die Kutschen der Großen und Würdenträger durch die Straßen Peras rollten, um sie nach Stambul in den Selamlik zu bringen, passierte der Galawagen Abdullah Paschas die Straßenecke, an der das Haus des Obergärtners Schrempf lag. Auf dem blauen Galarock des Ministers strahlten viele Orden und Bänder, und er saß stolz in seiner Kutsche, ahnungslos, welches Unheil ihn noch heute treffen sollte.

Da klirrte oben am Giebel ein Fenster. Ein rotes Frauenantlitz erschien, eine gelbgraue Mähne darüber und — in der ausgestreckten Hand die Schale des Zornes, deren übler Inhalt sich auf die Uniform des prächtig aufgeputzten Marinepaschas ergoß. Was dann geschah, blieb in tiefes Dunke gehüllt; nur eins wurde bekannt: Der eitle Abdullah Pascha war zum erstenmal nicht zum Selamlik gekommen.

Es folgte noch ein kleines Nachspiel. Als in der nächsten Woche der Sultan wieder großen Zirkel abhielt, trat der Großwesir an Fuad Pascha heran und fragte: „Sagen Sie mal, haben Sie was von Abdullah Pascha gehört? Es soll ihm ja etwas sehr Unangenehmes passiert sein?"

Der Angeredete strich sich lächelnd seinen schwarzen Bart und antwortete: „Das, was Abdullah jeden Tag tut, das ist ihm widerfahren. Er gießt ja täglich schlechten Leumund und üblen Stunk über seine Mitmenschen aus!"

Das Zeichen des Yogi.

Novelle von Walt Schober.

Weißstrahlend glutete die Sonne vom wolkenlosen Himmel über der staubigheißen indischen Landstraße, auf der zwei Reiter in leichter Tropenkleidung einher trabten. Eine ganze Weile schon waren sie stumm nebeneinander hergeritten, als plötzlich der Jüngere das lastende Schweigen brach.

„Ich kann es doch immer noch nicht glauben, was Du uns gestern erzähltest", sagte er leise aus seinem Gedankengange heraus, halb zu sich selbst gesprochen.

Der andere wandte langsam den Kopf mit dem bereits leicht ergrauten Haar und warf einen kurzen Blick auf seinen Begleiter.

„Gewiß," fuhr dieser lebhafter fort, „auch ich gebe zu, daß ein Teil der ungewöhnlichen Dinge, die man den Fakiren und Yogis zuschreibt, auf Wahrheit beruhen mag, weil eben durch die jahrzehntelange Selbsterziehung und, gestützt auf eine Jahrtausende alte Ueberlieferung, diese Menschen die geheimen Kräfte, die in uns schlummern, zu höchster Entwicklung gebracht haben. Daß sie aber das Vergangene lesen und die Zukunft deuten könnten, ja, daß sie befähigt wären, ihre geheimnisvolle Sehergabe auf andere Menschen zu übertragen, das — verzeihe — halte ich nun doch für übertrieben. Ich bin Mediziner und sehe diese Dinge vom nüchternen wissenschaftlichen Standpunkt."

Der Aeltere blickte mit sinnendem Ausdruck in die Ferne. „Auch ich zweifelte anfangs so wie Du, Ralph," sagte er, „bis ich erkennen lernte, und —" fügte er mit feinem Lächeln hinzu — „auch Du wirst vielleicht schon heute abend aus einem Saulus ein Paulus geworden sein."

Nach einiger Zeit befanden sich die Reiter am Eingang einer tiefen Felsschlucht, in deren Einsamkeit eine niedrige Bambushütte stand. Hier lebte der Yogi, zu dem Oberst Dawers seinen jungen Freund führen wollte.

In dem spärlichen Lichte des flackernden Oellämpchens erschien die hagere, hohe Gestalt des Greises von bedrückender Unheimlichkeit. Schmutzigbraune, pergamenttrockene Haut überzog die eingefallenen Wangen und gab dem Gesicht etwas Mumienhaftes. Wirre weiße Haarsträhnen fielen in die hohe Stirn, und nur die unnatürlich großen, glänzenden Augen gaben der Gestalt Leben.

Als der Oberst in wenigen Worten den Zweck ihres Kommens angedeutet hatte, antwortete der Weißhaarige mit langsamer, klarer Stimme, indem er den jungen Arzt mit seltsam magischem Blick lange dabei ansah: „Den Wunsch, Fremdling, den Du in Deinem Inneren nährst, will ich Dir erfüllen, — was es auch sei!"

Ueberrascht starrte Ralph den Sprecher an. Dann sagte er, nach einem kurzen Augenblick des Ueberlegens, und ein leiser Hohn zuckte um seine Lippen: „So verleihe mir denn, Weiser, die Gabe, jedem Menschen, der bei mir Rat und Hilfe sucht, sofort anzusehen, ob ihm mit menschlicher Kunst geholfen werden kann, oder ob er unrettbar dem Tode verfallen ist."

Eine lange Pause entstand. Dann hörte Ralph die Stimme des Yogi wie aus weiter, weiter Ferne zu sich herüberdringen: „Bedenke wohl, was Du begehrst!" — Und als er nicht antwortete, klang es leise wie ein ferner schwingender Glockenton an sein Ohr: „Es sei!" —

— — Sir Ralph lehnte in seinem Liegestuhl an Bord des Dampfers, der ihn wieder nach Europa zurückbringen sollte. Da trat ein Steward an ihn heran und bat ihn, zum Schiffsarzt zu kommen. Ralph folgte verwundert. Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „Herr Kollege, wir beide sind die einzigen Mediziner an Bord; darf ich um Ihre Unterstützung bitten bei einem etwas schwierigen Fall, der diese Nacht eingetreten ist?"

Beide betraten die Kabine des Kranken. Als der Schiffsarzt den Vorhang der Koje beiseite zog, prallte Ralph wie von einem Schlage getroffen zurück und starrte mit entsetzten Augen auf den Mann, von dessen Stirn ihm ein großes, schwarzes Mal entgegen leuchtete. — „Das Zeichen des Yogi", schoß es ihm durch den Sinn.

Als die Herren nach der Untersuchung die Kabine wieder verlassen hatten, atmete der Schiffsarzt erleichtert auf: „Gott sei Dank, die Krise ist vorüber!"

Ralph blickte ihn ernst an: „Der Mann ist in wenigen Stunden tot", sagte er leise zu dem Erbleichenden. „Wenn er noch etwas Wichtiges auf dieser Welt zu ordnen hat, soll er das nun." Der andere schüttelte mit dem Kopfe und erwiderte nichts.

Am nächsten Morgen erfuhr der junge Arzt, daß der Kranke in der Nacht verschieden war. — Nun wußte er, daß der Yogi seinen Wunsch erfüllt hatte.

In der Heimat gründete Ralph eine Praxis und wurde bald ein sehr gesuchter Arzt, da alles, was er unternahm, einen glücklichen Ausgang hatte. Alle Kranken, die er aufnahm, gingen auf raschestem Wege der Besserung entgegen; die aber, deren Behandlung er ablehnte, wußten, daß ihnen keine Macht der Erde mehr helfen konnte. Das Vertrauen zu ihm und seiner Kunst wurde unermeßlich, und der Ruf seiner Berühmtheit wuchs zusehends. Ansehen, Reichtum und Macht flossen ihm zu. Bald führte er die schöne Tochter aus einer der angesehensten Familien als Gattin heim.

So vergingen einige Jahre in Glück, Glanz und sorgloser Zufriedenheit. Da erhielt er eines Tages den ehrenvollen Ruf, als Vertreter der Aerzteschaft seines Landes zu einem großen internationalen Kongreß zu reisen. Voll Stolz über den Auftrag begab er sich auf den Weg. Alles verlief glänzend, und, zufrieden mit sich und seiner Reise, schickte er sich wieder zur Heimkehr an.

Gerade in jenen Tagen schwirrten unbestimmte Gerüchte durch das Land, von Unruhen im Inneren, von Aufstand und Gewalttat. Ralph beeilte sich daher, die Küste zu erreichen. Unterwegs hatte der Schnellzug einen längeren Aufenthalt, währenddessen der junge Arzt mit einem Kollegen auf dem Bahnsteig wandelte. Da erblickte er plötzlich, als er zufällig nach der Lokomotive sah, auf der Stirn des hinausschauenden Lokomotivführers ein dunkel flammendes Mal, jenes Mal, das Ralph allzu gut kannte. Er brach mitten im Satze ab und bemerkte zu seinem größten Entsetzen, daß auch der Heizer, das Zugpersonal und ein großer Teil der Reisenden, die in sorglos plaudernden Gruppen auf dem Bahnsteig standen oder zu den Abteilfenstern hinauslehnten, jenes verhängnisvolle Zeichen trugen. Eines war ihm sofort klar: der Zug würde verunglücken, — und er als der einzige Sehende mußte daher alles aufbieten, um die Weiterfahrt zu verhindern.

Ohne ein Wort der Erklärung rannte er von dem verblüfft nachschauenden Kollegen fort, an erstaunt aufblickenden Reisenden vorüber, zum Stationsvorsteher und beschwor diesen um alles in der Welt, den Zug nicht abfahren zu lassen. Da jedoch Ralph auf die überraschte, Aufklärung heischende Frage des Beamten nicht mit der Wahrheit antworten konnte, denn sein Geheimnis durfte er nicht preisgeben, bedauerte der Mann mit einem ärgerlichen Achselzucken, seinem Rat nicht folgen zu können. Wenige Minuten später lief der Zug fahrplanmäßig aus. Ralph blieb in furchtbarer Aufregung zurück.

Nach etwa zwei Stunden traf die Nachricht ein, daß der Zug in der Dunkelheit eine kurz zuvor von den Aufständischen gesprengte Brücke passiert habe und in den Abgrund gestürzt sei.

Jetzt erinnerte sich der Stationsbeamte des Herrn, der ihn gewarnt hatte, und sofort kam ihm der Gedanke: „Dieser Mann wußte von dem Anschlag auf den Zug, war vielleicht selbst einer der Verschworenen, der sicherlich noch im letzten Augenblick Gewissensbisse bekommen hatte und dann den Zug an der Abreise verhindern wollte."

Man jagnoete nach dem Fremden und brachte ihn ins Gefängnis. Als er den Richtern vorgeführt wurde, der Tatbestand festgestellt worden war und er zur Erklärung, warum er seine Warnung vorgebracht hatte, kein Wort zu sagen fand, hielt man ihn der Mitschuld für überführt.

In dieser höchsten Not entschloß er sich, sein Geheimnis zu offenbaren.

Unmittelbar darauf wurde er in Freiheit gesetzt. Man beeilte sich sogar offensichtlich, ihn möglichst schnell loszuwerden. Ein Mensch, der die Gabe besaß, von der Stirn seiner Mitmenschen Leben oder Tod zu lesen, wurde unheimlich.

Bedrückt reiste Ralph ab. Aber das Gerücht von seiner geheimnisvollen Fähigkeit eilte ihm voraus. In der Heimat angekommen, mied man ihn. Seine Kranken drehten das Gesicht zur Wand, wenn er durch ihre Zimmer schritt. Jeder fürchtete in abergläubischem Entsetzen, daß der Unheimliche, das todverkündende Zeichen vielleicht gerade in diesem Augenblicke auch auf seiner Stirn entdecken könnte. Man verließ fluchtartig sein Sanatorium. Seine Praxis verödete.